

Formen, die ebenso an Muschelwerk und Seepferdchen wie an Hahnenkämme erinnern und in einer fast gespenstischen Doppelexistenz im gleichen Augenblick zu versintern und verknorpeln scheinen, wie daß sie als Gischt zerschäumen und als Flammen verlodern. Das organisch Wachsende und Blühende, kurz das Vegetabile und zugleich das Wogende und Flammende herrscht in einer letzten Steigerung jener tiefen Verbundenheit mit dem Wachstum der Natur, welche die deutsche Kunst schon in früheren Blütezeiten auszeichnete. Aber das Lebendige hat einen derartigen Grad erreicht, daß es sich bereits selber auflöst. Im Bereich der bildenden Künste wird hier dargestellt, was wenige Jahrzehnte später das Wort ausspricht: „Das Lebendige will ich preisen, das nach Flammentod sich sehnet.“

Über den hochbegabten Franz Joseph Spiegler, der die Altarbilder und den Hauptteil der Fresken malte, schreibt Zürcher u. a.: „Das Malerische, begriffen als Sehform hat sich in den Altargemälden zum Bild im eigentlichen Sinne verdichtet; in den Deckengemälden findet es seine umfassendste Verwirklichung und zugleich seine Auflösung. Diese zeigt sich bereits im Verhältnis zwischen den dunkleren, auf Leinwand gemalten Altarbildern und den in den gleichen Kapellen die Wölbung schmückenden Fresken, deren Farben lichter, deren Kompositionen offener und deren Rahmen in allen Teilen zu einer von Rocailles unterbrochenen Wellenlinie umgebildet ist.“

Das ikonographische Programm der Bilder und der gesamten übrigen Ausstattung ist so reich, daß der Verfasser einen weiteren Band über dieses Thema in Aussicht stellt, auf den man gespannt sein darf. In dem letzten Kapitel „Das Gesamtkunstwerk“ führt der Verfasser aus, daß in Zwiefalten auch das Gesamtkunstwerk angestrebt wird, daß sich aber eine restlose Verschmelzung wie bei den spätbarocken Kirchen, z. B. denen der Brüder Asam, nicht mehr ergibt, sondern daß unter der Leitung des Architekten, die mit der eines Dirigenten oder Regisseurs verglichen wird, die einzelnen Künstler eine große Selbstständigkeit entwickeln konnten: der Schöpfer der Stukkaturen, der Altäre, der Kanzel und der Beichtstühle Johann Michael Feichtmayr, der Bildhauer Joseph Christian, den man schon den schwäbischen Ignaz Günther genannt hat, der die Altarfiguren schuf und das großartige ungeheuer reiche Chorgestühl unter Mitwirkung Feichtmayrs, Spieglers und des Schreinermeisters Martin Hermann schnitzte, das die glatten architektonisch ungegliederten Wände des Priesterhauses höchst wirkungsvoll belebt; die Maler Joseph Spiegler, Minrad von Ow und Franz Sigrist. Auf den Vergleich mit dem barocken Theater kommt Zürcher noch einmal zurück. Das Kircheninnere wird zum Schauplatz, in dem die Kirche sich selber darstellt („Welttheater“ und „Theaterwelt“).

Über das Element der Zeit sagt Zürcher: „Das Erlebnis der Zeit, wie es sich von dem zeitlosen Für-sich-sein eines Renaissance-Kunstwerks unterscheidet, verbindet sich im Rokoko mit einer ausgesprochenen ‚Flüchtigkeit‘ des Sehens: Das Auge gleitet über die polierten Flächen des stucco-lustro oder der weißen Gipsfiguren hinweg; es wird durch bewegte und nicht selten auch zackig gebrochene Formen in raschem, bisweilen sprunghaftem Rhythmus geführt, sei es an den einzelnen Skulpturen, in den Altarbildern und Deckenfresken oder ganz besonders auch im Ornament, wo aus Schwung und Gegen-schwung ein eigentlicher Formenreigen entsteht.“

Der Verfasser weist hin auf die Bedeutung der vier Elemente in den Ecken der Vierung, die die Präsenz der Schöpfung zeigen sollen, und auf den Schwebezustand zwischen Realität und Idealität, der überall im Kirchenraum herrscht, auf die Spannungen, die das

Rokoko charakterisieren. „Jetzt nämlich droht die während der ganzen Epoche vorhandene Ambivalenz zwischen Sein und Schein, Realität und Idealität, Irdischem und Überirdischem auseinanderzubrechen, und es ver-rät sich, wenn auch verborgener, eine ähnliche Stilkrise wie einst zwischen Renaissance und Barock im Manierismus. Vielleicht ist es gerade die im Rokoko liegende Auflösung, welche noch einmal die Künste zu unerhör-ter Fruchtbarkeit befreit.“

Wir wünschen dem vom Verlag mit großer Sorgfalt ausgestatteten Buch recht viele aufmerksame Leser.

Walther Genzmer

Peter Lahnstein, Ludwigsburg. Aus der Geschichte einer europäischen Residenz. 1968. 136 Seiten. 8 Farbtafeln, 11 Abbildungen, 11 Schwarzweiß-Tafeln, 2 Faksimiles. W. Kohlhammer Verlag Stuttgart. Leinen DM 29,-.

Peter Lahnstein schenkt der großen Gemeinde seiner Leser eine neue Kostbarkeit. In dem ihm eigenen, unverwechselbaren Stil berichtet er, was sich in und um Ludwigsburg seit seiner Gründung bis zum Tod des ersten Königs Friedrich (1816) abgespielt hat. Lahnstein will keine Geschichte der Stadt Ludwigsburg geben, er will „aus den früheren, farbigen Epochen der Residenz, von ihrem Glanz und ihrem Elend, von ihrem Alltag und ihren Festen“ erzählen. In einem ersten Abschnitt wird der Geist des Zeitalters beschworen – es ist der Geist des verspielten, frechen, frivolen Rokoko, der sich spiegelt „im engen, schön verzierten Rahmen der kleinen deutschen Residenzstadt Ludwigsburg . . .“, wo Oper und Ballett eine Weile ihre glänzendste Stätte hatten, wo das Kapregiment ins ferne Afrika verschickt wurde und wo die Letzten aus dem russischen Feldzug sich zur Stelle meldeten, wo Schiller zur Schule ging und als Heimkehrer wohnte, wo Bonaparte auf dem Weg nach Austerlitz einhielt, wo Justinus Kerner heranwuchs und Eduard Mörike als Kind spielte“.

Der zweite Abschnitt, „Die Residenz Karl Eugens“, ist dem Ludwigsburger Schloß gewidmet, diesem großartigen Denkmal des milden Absolutismus schwäbischer Prägung. Der junge Karl Eugen war am Hofe Friedrichs d. Gr. erzogen worden; zum Abschied von Potsdam erhielt er jenen „Fürstenspiegel oder Unterweisung des Königs für den jungen Herzog Karl Eugen von Württemberg“, der im Wortlaut wiedergegeben ist. Karl Eugen hat die guten Ratschläge dieses Dokuments wenigstens am Anfang seiner Regierungszeit nicht beherzigt. Er liebt jahrzehntlang den Prunk, die rauschenden, funkelnden Festivitäten; deren schönster Schauplatz ist das kurzlebige Ludwigsburger Opernhaus, jene riesige hölzerne Feenbude, die nach dem Grundsatz „Nichts ist unmöglich“ in kürzester Frist errichtet wurde. Musikanten, Sängerinnen, Tänzerinnen aus aller Herren Länder, besonders Franzosen und Italiener, füllten die im Kerzenlicht schimmernden Säle. Andere Formen der Lustbarkeit waren die Hofjagden und Karnevalsfeiern. Um 1765 hatte die Ludwigsburger Porzellanmanufaktur europäischen Rang erreicht. Das Militär diente Karl Eugen weniger zur Landesverteidigung als vielmehr zur fürstlichen Repräsentation und vor allem zur Einnahmequelle (Kapregiment). – Der dritte Abschnitt ist „Schiller in Ludwigsburg“ überschrieben und berichtet ausführlich über die nicht eben erfreulichen Verhältnisse an den Schulen, die der Knabe Friedrich Schiller vom 7. bis 14. Lebensjahr besucht hat. Kometenhaft taucht in Schillers Knabenjahren Schubart als Organist in Ludwigsburg auf, wo er sein feuriges Temperament austobte. Im Sommer 1793 kehrte Schiller vorübergehend in die Heimat zurück und nimmt Wohnung in Ludwigsburg. „Herbst Winter, Vorfrühling gehen dahin im Wechsel von hellen, schaffensfrohen Tagen und quälendem Unwohlsein, von

behaglichem und fröhlichem Zusammensein mit längst entbehrten Menschen und dem Gefühl, die zerrinnende Zeit werde zu wenig genutzt, zwischen der Freude, als angesehener Mann wieder in der alten Heimat zu weilen, und der Einsicht, daß er hier nicht am Ort seiner Bestimmung sei ...“ Im März 1794 reiste Schiller nach Thüringen zurück, der entscheidenden Begegnung mit Goethe entgegen. Der folgende Abschnitt „Ins neue Jahrhundert“ setzt ein mit einer Darstellung des Einflusses der Französischen Revolution. Emigranten ziehen in Ludwigsburg ein. Herzog Friedrich übernimmt 1797 die Regierung, wird 1803 Kurfürst, 1806 König von Napoleons Gnaden. Die wechselvollen Beziehungen zwischen den beiden Monarchen werden lebendig geschildert. Mit dem Tode Friedrichs 1816 endet die Darstellung. „Kinderheimat der Dichter“ bildet den Ausklang des Buches, in dem ein buntes, farbenfrohes Schauspiel vor den Augen des Lesers abläuft, nicht zuletzt durch die hervorragend wiedergegebenen zeitgenössischen Abbildungen, die das erzählerische Kolorit reizvoll ergänzen und das Buch zu einem Geschenkband ersten Ranges machen. O. Rühle

Selbsthingabe und Selbstfindung im Gedicht

Lebensstimmung, Welthaltung und Selbsterfahrung durchdringen sich auf wechselvolle Weise in den Gedichten von *Gerhard Schumann*. Sein Werk ist einerseits getragen von den Lebenswerten und Lebensbindungen, die sich ihm als Wachstumsgrund jeder Gesittung und Kultur erweisen. Zum andern verdeckt es nicht die spannungsreiche Realität des Zeithaften, in der diese Werte bis an den Rand ihrer Zerstörung und Auflösung geraten sind.

Trotzdem ist diese Lyrik auf ein Gesamtbild in der Vielheit des einzelnen gerichtet. Ihrem Verlangen nach einer – bereits im Gefühl verbürgten – Einheit alles Lebendigen tritt zwar die Erfahrung der Gespaltenheit menschlicher Existenz gegenüber. Das ist bis in die Sprachform hinein spürbar. Die durch den leisen und festen Ton der Verse erreichte Beruhigung, diese gleichsam gedämpfte Lage des poetischen Ausdrucks, wird immer wieder durchbrochen von der Dynamik eines expressiven Wort- und Bildfeldes, das sich selbst der Jargonsprache bedient. Aber gerade eine so differenzierende Vergegenwärtigung auch der Situationen, die den Blick auf eine alles relativierende Veränderung lenken, will bewußt machen, wie nötig eine bewahrende Sinnordnung des Gemeinsamen und Überzeitlichen geworden ist. Diese Ordnung versichert den einzelnen wieder einer Gemeinschaft im Persönlichen und Mitmenschlichen und nimmt ihn in ein Ganzes auf.

Das Einende und Bleibende aus einer langen Traditionskette aufbauender Werte spricht sich bereits im Titel von *Gerhard Schumanns* jüngstem Gedichtband aus: „*Der Segen bleibt*“ (Hohenstaufen-Verlag, Bodmann am Bodensee; 116 S., Ln. DM 12,80). Wohl tritt auch in diesen Versen das Leben als Einheit von Ruhe und Bewegung, als das Bleibende im Wandel in den Kontrast mit dem Hinfälligen einer in Täuschungen verstrickten Welt. Doch zeigen die einleitenden Gedichtkreise „Ring des Jahres“ und „Innenlicht“, wie tief der Glaube an ein Überstehen des Guten in den Seelengrund des Menschen gelegt ist. In diesem Bergungsraum des Innerlichen erhalten die Erregungen der Liebe, die Begegnungen mit der Natur, zumal der Heimatlandschaft, nicht die Realität eines nur flüchtig festgehaltenen Augenblicks, sondern die eines in sich selbst ruhenden Daseins, das nicht „dem Griff der Nacht verfällt“.

Die radikalisierte Skepsis einer düsteren Existenz Erfahrung entlarvt in den „Epigrammen“, „Sprüchen“ und dem Zyklus „Notruf“ die hektische Geschäftigkeit und genießerische Eigensucht einer Zeit, in der der Mensch ein

Zerrbild seiner selbst wird. Aber: „An den Rändern das Rasen, innen die Stille.“ Auch das Dunkel ist ein Erprobungsfeld. Polemik, Kritik, Ermahnung verbergen nicht die Sehnsucht nach dem Humanen hinter der getäuschten Leidenschaft eines engagierten Lebenswillens und Lebensglaubens. Selbsthingabe, Selbstklärung, Selbstfindung werden so als die notwendigen Stufen eines Prozesses erkannt, durch den dieses Humane zum Erscheinen kommt. Eine von Sittlichkeit und Sitte gestützte Lebensvernunft bedarf dieses „Mutes zur Wandlung“, um „Gnade“ und „Segen“ des Bleibenden zu erfahren, dem – wie das Nachwort sagt – „die Dichter ...“ mit ihrem Wirken für das Wort, für die Sprache in Ehrfurcht dienen“.

Aussprache eines Weltgefühls im Einzelgefühl, eines allgemein und exemplarisch Menschlichen in der Betroffenheit des Ichs wollen die „fünfzig Gedichte für Freunde der Besinnlichkeit“ sein, die *Richard Haldenwang* unter dem Titel „*Morgenstrauß*“ vorlegt (Verlag Otto Wilhelm Barth, Weilheim Obb.; 60 S., Ln. DM 6,90). Auch sie lassen „aus den Stunden ein Bleibendes“ erfahren. Doch muten diese klargefügten Reimstrophen wie zarte Miniaturbilder an, die man lange anschauen muß, bis sie ihre in Bild und Klang sich sensibel andeutende Offenheit ins Unendliche erschließen. „Es sind tröstende und zugleich ermutigende Verse voll dichtester Substanz“, sagt Jean Gebser in einem würdigenden Schlußwort. Sie „wecken die Besinnung auf jenen uns übersteigenden Bereich der universalen Aufgehobenheit und stiften die Gewähr für die umfassendere Ordnung, in die auch der Alltag des einzelnen eingebettet ist“.

Das Nebeneinander und Ineinander der Dinge wird schöpferisch empfangene Wirklichkeit in den Gedichten von *Wilhelm Schloz*, „*Geliebte Landschaft*“ (verlegt bei Greifen-Kunst, Winterbach bei Schorndorf; 64 S., DM 5,40). Denn es ist nicht nur das bildhafte Aufnehmen des Einmaligen und Eigenlebendigen, sondern das Ausdeuten und Verstehen der unter der Oberfläche der Erscheinungen verdeckten Innenvorgänge und Innenzustände, was diesen „Eselshaldener Vierzeilern“ – mit ihren zwölf Zeichnungen – ihren besonderen Charakter gibt. Solches Erhellende der Dinge von außen und von innen im vermittelnden Spiegel eigenen Erlebens läßt wiederum eine das Naturhafte und Menschliche übergreifende Lebensordnung als das Bleibende im Fluß der dahinströmenden Zeit erkennen. „Voll Bergung, Stille“ ist darum die „schmale Einsamkeit“ des Eselshaldener Hauses, von dem aus der „Landschaft geheime, unzählige Falten“ den „Kosmos unerfaßlich groß“ erscheinen lassen. In der klärenden Auseinandersetzung mit den Gegebenheiten der Welt findet somit auch hier der Mensch sich selbst. Aus einer in der Stille gefestigten Tiefe gewinnt er den Glauben an einen Lebenssinn, der ihm hilft, die Wirklichkeit trotz aller Widersprüche und Wunden zu meistern.

Emil Wezel

Guorn – Ein Dorf und sein Ende. Bearbeitet von Angelika Bischoff-Luithlen, herausgegeben und verlegt vom Schwäbischen Albverein e.V. Stuttgart 1967. 320 S., 113 Abb., DM 20,-.

„Wüstung“ ist ein Begriff, mit dem die Historiker einen „abgegangenen Ort“ bezeichnen; vor allem das Mittelalter bot ihnen häufige Gelegenheit, ihn anzuwenden. Doch „verwüstet“ im Sinne von verödet und verlassen wurde in unserer Neuzeit das Alldorf Guorn. Als in den Jahren 1937/38 der Truppenübungsplatz Münsingen vergrößert wurde, mußten die 665 Einwohner Guorns ihre Heimat verlassen. Daß sie ihr Dorf aber bis heute nicht vergessen haben, zeigt der Wunsch nach einem Erinnerungsbuch, den ihnen nun Angelika Bischoff-Luithlen